

Susanne Kövari

Ich bin in Wien geboren und aufgewachsen. Dort habe ich auch meinen Mann kennengelernt, den ich mit 24 Jahren geheiratet habe. Aus dieser Ehe gingen zwei Kinder hervor, ein Sohn und eine Tochter, die im Abstand von vier Jahren geboren wurden. Mein Mann, ein Mittelschullehrer, ist auf Grund des Lehrermangels nach Kärnten zurückgekehrt, auch deshalb, weil Kärnten für ihn das schönste Land der Welt ist und er ohnehin immer zurück wollte. Er wusste, wovon er sprach, denn als Geograf war er viel gereist. Als ich mich in Kärnten um eine Wohnung bemüht habe, bin ich mit dem Bürgermeister ins Gespräch gekommen, auch über meine Zeit in der Gewerkschaftsjugend in Wien, bei der ich sehr engagiert war. Ich bin mit 14 Jahren eher zufällig zur Gewerkschaftsjugend gekommen. Mein Vater war eher Kommunist, meine Mutter eher sozialdemokratisch orientiert. Andere Verwandte waren streng katholisch und damit eher der ÖVP zugewandt. In St. Veit bin ich dann in der Sektion tätig geworden und schließlich, als meine Tochter genau sechs Wochen alt war, im Gemeinderat angelobt worden. Damals hat der Gemeinderat 21 Mandate umfasst, davon hatte die SPÖ zwölf Mandate. Als neues, unbekanntes Gesicht hat man mich an die 14. Stelle gesetzt, also eher ohne Aussicht und reale Chance. Schlussendlich haben wir aber 14 Mandate gemacht, und so bin ich in den Gemeinderat gekommen.

Ich war schon in der Schule politisch sehr interessiert. Recht und Gerechtigkeit, das war eigentlich mein ursprünglicher Zugang, auch zur Sozialdemokratie. Ich wollte immer, dass für alle Leute etwas erreicht wird und dass es nicht so einen großen Unterschied zwischen Arm und Reich gibt. Ich komme selbst aus einer Arbeiterfamilie. Mein Vater war bei der Post und im Telegrafienbauamt Werkmeister, meine Mutter hat bei Siemens gearbeitet, als die Kinder etwas älter waren. Die Ehe wurde schließlich geschieden. Ich erinnere mich an zwei Jahre voller Spannungen, ich hatte immer das Gefühl – ich war damals zwölf Jahre alt –, wenn jemand ein Zündholz anzündet, würde alles explodieren. Als meine Mutter mir damals gesagt hat: „Heute sind wir geschieden worden“, war ich erlöst. Das war sozusagen meine Kindheit.

In Wien habe ich beim Gerstenberger gearbeitet, in der Drogerie. Es gab viele Filialen, von der Kärntner Straße bis in den 21. Bezirk. Ich konnte mich überall schnell einarbeiten und die Arbeit hat mir sehr gefallen. Ich muss sagen, ich habe immer gern gearbeitet. In dieser Zeit bin ich mit Hermann, meinem ersten Mann zusammengekommen, wir haben geheiratet und die zwei Kinder bekommen. Ein paar Jahre lang habe ich mich um die Kinder gekümmert, wir mussten uns auch erst in Kärnten einleben. Zuerst haben wir bei den Schwiegereltern in Liebenfels gewohnt, schließlich aber haben wir in St. Veit eine Wohnung bekommen. Als Verena auf die Welt gekommen ist, war ich also schon in St. Veit im Gemeinderat. Dort war ich sofort sehr engagiert – in der Sektion, im Gemeinderat

und auch bei den Bezirksfrauen. Als ich gekommen bin, hat es in St. Veit keine SPÖ-Frauenorganisation gegeben, aber sie haben gleich gesagt: „Du könntest den Sparverein übernehmen und eine Frauengruppe gründen.“ Der Sparverein hat mich überhaupt nicht interessiert, aber das mit den Frauen hat mich schon immer beschäftigt, ohne bewusst emanzipatorisch zu sein, eher wegen der Gerechtigkeit.

Dann war ich 20 Jahre lang im Gemeinderat. Zwischenzeitlich sind Gemeinden zusammengelegt worden, es gab immer wieder Neuwahlen. Schließlich bin ich in den Stadtrat gekommen und Stadträtin geworden, wo man auch ein eigenes Aufgabengebiet bekommt. Und was kriegen die Frauen? Das Soziale. Ich habe mich nie gegen dieses Referat gewehrt, welches auch Sport, Kindergärten und Schulen umfasst hat. Wir Frauen sind gut dafür geeignet meines Erachtens nach. Ich habe es auch immer mit großer Begeisterung ausgeführt.

Als der Nationalratsabgeordnete des Bezirks früher aufgehört hat, war ich die Nächste auf der Liste. Ich stand schon überall auf den Listen – auch als Aushängeschild für die Frauen – und bin in den Nationalrat nachgerückt, allerdings nur für drei Monate, bis Jörg Haider erfolgreich revoltiert hat. Das führte zu Neuwahlen und es war ganz klar, dass ich nicht mehr in den Nationalrat einziehen würde.

In der Stadt habe ich dann ein Stadtfrauenkomitee gegründet, welches ich mit großer Freude geleitet habe. Nachdem ich so in die Partei hineingewachsen bin, weiß ich, wie die Entscheidungen gefällt werden. Ich war nie am Boden zerstört, wenn ich nicht in eine höhere Position gekommen bin. Es haben sich aber immer Frauen für mich stark gemacht und auch eine Aktion gestartet: „Frauen ins Haus – ins Rathaus“, initiiert vom Bezirksfrauenkomitee. Viele Frauen in St. Veit haben damals für mich unterschrieben. Der Bürgermeister ist heiß gelaufen und hat alle Absender herausgeschrieben. Alle. Da wurde festgestellt, dass ÖVP-Mitglieder und Frauen aus allen anderen Parteien dabei waren. War ja auch nicht anders gedacht. Danach bin ich eine Weile lang sanktioniert worden. So etwas halten Männer nur ganz schwer aus. Sonst habe ich mich eigentlich immer ganz gut durchgesetzt. Entweder mit Freundlichkeit oder mit Konsequenz. Da könnte ich genug Geschichten erzählen. Mehr Frauen in Funktionen bedeutete weniger Macht für die Männer, das muss man schon wissen.

Ich wurde von der Sozialdemokratischen Partei als 1. Landtagspräsidentin vorgeschlagen. Als ich dann Landtagspräsidentin wurde, haben mir die Leute in St. Veit das Gefühl vermittelt, dass sie stolz sind auf mich. In dieser Funktion habe ich wirklich sehr viel Zuspruch bekommen. Die paar Monate im Nationalrat waren auch sehr schön für mich, es war damals als 14-Jährige mein Jugendtraum; mit der Gewerkschaftsjugend haben wir einmal den Nationalrat besucht und ich habe mir gedacht: „Da will ich auch einmal

sitzen!“ Etwas später, bei der nächsten Wahl, haben sie mich – ich war noch immer im Gemeinderat – in den Bundesrat delegiert, dort war ich schließlich fünf Monate. Bald darauf bin ich in den Landtag eingezogen und schon beim Hineingehen habe ich mir gedacht: „Ja, das ist mein Feld!“

Es gibt keinen Tag, an dem du nicht mit Politik beschäftigt bist, wenn du so weit gekommen bist. Gemeinsam mit Karin Achatz und Peter Kaiser sind wir dort mit sehr viel Elan und Enthusiasmus angekommen. Karin Achatz ist sehr schnell Landesrätin geworden, ich wurde als 1. Präsidentin angelobt. Als Jörg Haider abgewählt wurde, hatte ich den Vorsitz, und wenn sie heute Bilder zeigen, sieht man mich noch dahinter.

Zu dieser Zeit habe ich auch dafür gekämpft, eine Frau als Fahrerin für meinen Dienstwagen zu bekommen. Nach achtmonatigen Diskussionen, wurde dann Elfriede Isopp die erste Frau in Österreich, die einen Politiker-Dienstwagen hauptberuflich fahren durfte. Das war 1991.

Ich war knapp vier Jahre Präsidentin, bei der Neuwahl hat die SPÖ dann einen Landesrat verloren und Unterrieder ist 1. Präsident geworden. Die Mandate wurden halt neu verteilt. Das hat mir schon ein bisschen leidgetan, denn es war alles sehr gut eingespielt. Ich war danach Landtagsabgeordnete, für mich war das eine schöne Aufgabe. Nach fünf Jahren bin ich schließlich freiwillig ausgeschieden. In meinem Bezirk haben sie gesagt: „Wieso gehst du denn schon?“ Alle dachten, ich würde nochmals kandidieren, aber ich habe es mir gut überlegt. Rückblickend habe ich gedacht: „Ich habe fünfmal über mich als Person geheim abstimmen lassen, irgendwann ist es genug.“

Auch im Gemeinderat habe ich mich sehr bemüht, den Frauen klarzumachen, dass es sich lohnt, in die Politik zu gehen. Mit 36 Jahren bin ich Bezirksfrauenvorsitzende geworden. Meine Vorgängerin, Käthe Kainz, die die Position 35 Jahre lang innehatte, war mein Vorbild. Bei meiner ersten Wahl hatte ich ein paar Gegenstimmen. Es war nicht entschieden, wer es werden wird. Danach bin ich immer einstimmig gewählt worden, auch wenn ich mit jemandem Differenzen gehabt habe. Das hat keine Rolle gespielt. Anders war das bei den Männern im Bezirk, bei den Bezirkskonferenzen. Da habe ich immer Streichungen gehabt, die zweitmeisten nach dem Bürgermeister. Aber die haben mir nicht wehgetan, im Gegenteil, die waren eine Auszeichnung. Ich dachte: „Gut, dass die sich mit mir auseinandersetzen, eigentlich nimmst du ihnen ja einen Platz weg.“

Zu meinem Sozialreferat in der Stadt gehörte damals schon die Mutterberatung, die habe ich dann in Elternberatung umbenannt. Das waren zwar Kleinigkeiten, aber mit großer Wirkung. Auch für die Kindergärten war ich verantwortlich, da konnte man schon

Bewusstseinsarbeit leisten. Damals war – nach dem Eindruck der Menschen – der Kindergarten nur für Frauen, die sich nicht selbst um die Kinder kümmern wollten.

Ich war dreißig Jahre politisch aktiv, eine sehr lange Zeit. Eine schöne Zeit, ich habe es immer gern gemacht. Ich habe immer darauf geschaut, dass ich meine Familie ein bisschen schütze, und mir auch immer für meine Familie Zeit genommen. Meinen Mann hat das nicht sehr interessiert, für ihn gab es nur die Schule und den Fußball, das hat sein Leben komplett ausgefüllt. Als die Kinder noch relativ klein waren, haben sie einmal gesagt: „Du bist ja nie da!“ Ich habe geantwortet: „Na gut, dann setzen wir uns zusammen. Wann möchtet ihr, dass ich mehr da bin? Wie schaut unser Tag aus? Frühstück, ihr geht dann zur Schule, kommt heim, macht eure Hausaufgaben und rennt dann mit Freunden auf die Gasse. Ja, ich bin abends oft nicht da, aber entweder ist der Papa da oder ihr macht das alleine. Wenn etwas ansteht, müsst ihr euch das bis zum nächsten Morgen aufheben, weil dann bin ich wieder da.“ Das war dann nie wieder ein Thema. Und nachträglich auch nicht. Meine Tochter hatte einen angeborenen Herzfehler, ich musste deshalb oft mir ihr nach Wien fahren. Ihr Herzfehler war für mich eine Katastrophe. Dadurch war mein Sohn viel beim Papa oder bei den Großeltern. Hinterher habe ich mir oft gedacht, er hat eigentlich auch darunter gelitten. Wenn ich aber heute oder auch früher mit ihnen darüber geredet habe, haben sie mir gesagt, dass ihnen das nichts ausgemacht hat. Die Kinder lieben sich, wie Geschwister halt. Sie haben sich beide wirklich gut entwickelt.

Als Präsidentin kann man nicht so viel machen wie als Regierungsmitglied, das unter anderem die Gesetze macht. Aber ich habe immer getan, was ich konnte. Ich habe jedes Jahr eine Künstlerin beauftragt, vieles davon hängt immer noch im Landtag. Meina Schellander hat die Europafigur entworfen und Gudrun Kampl hat zwei Teppiche gemacht, die im Kolig-Saal hängen. Inge Vavra hat einen Vorhang gemacht, der so groß war, dass sie ihn nur in den Ferien machen konnte. Das habe ich alles bewusst gemacht, auch mit Kiki Kogelnik waren wir in Kontakt. Frauen in der Kunst hatten es damals besonders schwer. Ich habe den ersten Tag der offenen Tür eingeführt, genauso wie den ersten Jugendlandtag, die Regierung hat das erst viel später übernommen; auch die anderen Bundesländer haben das erst viel später installiert. Ich habe den ersten trilateralen Landtag mit Friaul und Slowenien durchgeführt. Ich habe das alles, trotz der vielen Streitereien, immer gern gemacht. Das hat man halt durchstehen müssen. Manche versuchen einen ja bis aufs Blut zu ärgern. Manchmal musste der Vorstand oder das Präsidium einberufen werden und die Sitzung wurde unterbrochen, dann ging es eben erst nach einer Stunde wieder weiter. Der Kollege Wurmitzer hat einmal gesagt: „Frau Präsidentin, Sie bleiben immer kühl.“ Ich habe

mir gedacht: „Wenn der wüsste, wie es in mir aussieht.“ Aber es war immer meine Absicht, mein Gesicht zu wahren. Wenn man sich heute irgendwo begegnet, ist das aber immer noch wertschätzend, egal, von welcher Fraktion das Gegenüber kommt.

Ich möchte das bisschen Kraft, das noch da ist, schon noch so einsetzen, dass die Ziele, die ich immer gehabt habe, weiterverfolgt werden. Ich bin eine Feministin, und das werde ich bis zu meinem letzten Atemzug bleiben, hoffe ich, und auch weiter jeden Schritt in diese Richtung genau beobachten. Heute sind drei Frauen in der Regierung. Zu meiner Zeit war das unvorstellbar, weil da hat es nur eine einzige im Landtag gegeben. Und wenn ich das mit dem Gendern, dem weiblichen Gesetz höre, muss ich schmunzeln. Wir haben schon damals gesagt, gut, dann machen wir alles in weiblicher Form. Wenn ihr sagt, die Frauen sind miteingeschlossen, dann sind doch umgekehrt auch die Männer in der weiblichen Form miteingeschlossen. Ich bin Maria Rauch-Kallat heute noch dankbar, dass sie die Frauen in die Bundeshymne gebracht hat. Es geht einfach darum, dass Frauen genauso sichtbar gemacht werden wie die Männer. Die Mutterberatung in Elternberatung umzubenennen, war ja keine große Sache, es ist nur ein Wort – wichtig daran war, dass dann zu den Beratungsterminen einfach mehr Väter mitgekommen sind, weil sie sich auch angesprochen gefühlt haben.